

44775

Nehr S 0028



Dr. J. L. Sonderegger, der Arzt und Menschenfreund.

1825-96.

Es gibt Menschen, von denen man zu sagen pflegt, sie seien für ihren späteren Lebensberuf geboren. Sie üben diesen in einer Weise aus, der man es anmerkt: Da ist nicht nur der Kopf, sondern auch das Herz dabei. Sie wirken bahnbrechend, epochemachend auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit und sind ein leuchtendes Beispiel für ihre Zeitgenossen in Treue und Hingebung, in Menschengrösse und jeglicher Tugend. Wenn das je bei Einem zutroffen, so ist es bei Dr. *Sonderegger* gewesen, den wir leider nun auch zu den Toten zählen müssen. — Ja, äusserlich, der persönlichen Erscheinung nach weilt er nicht mehr unter uns, der Mann, dessen scharfgeschnittene Gesichtszüge von einem tiefen Denken und einem energischen Willen zeugten, dessen durchdringendes Auge so klar in die Welt hinausblickte und aus dem eine reiche Fülle von Geist und von Liebe strahlte, dessen beredter Mund so packend mit schlagenden Argumenten und hinreissend, so freundlich, aber auch, wenn es not that, so ernst, oft mit schneidender Ironie, zu reden wusste. Doch bei dem i. Heimgegangenen wird es zur Wahrheit: »Wiewohl er gestorben, redet er noch!« Was er gesprochen, das hat nicht spurlos der nächste Wind verweht, das waren geflügelte Worte, weithingetragen und tief sich einsenkend in die Herzen als gute Saat zur künftigen reichen Ernte. In den Goldkörnern, die er als ein rechter Weiser mit reicher Hand ausgestreut in die Furchen der Zeit, in all den Werken, die er in seinem Erdenwallen gethan, wird er fortleben noch lange, lange! »Es wirkt mit Macht, der edle Mann Jahrhunderte auf seinesgleichen«, — so heisst es, so gilt es auch von ihm. Tausende, nicht nur in seiner engeren Heimat, sondern weit herum im Schweizerlande und darüber hinaus, segnen das Andenken an den, der mit solcher hingebender Treue bis in den Tod, mit einem so edeln Herzen und mit den allezeit scharfgeschliffenen und blanken Waffen des Geistes auf den Vorposten gestanden der Gesundheitspflege nicht nur des äussern, sondern auch des innern Menschen, der Wohlfart seiner Mitbrüder.

J 261 G
 Pfr. Niedermann W.

Ja, so recht eine gottbegnadigte Natur, ein Pestalozzi auf dem Gebiete der hygieinischen Bildung und Erziehung des Volkes, ein Menschenfreund im vollen Sinne des Wortes — das ist der wackere St. Galler gewesen, dessen wir auch in diesen Blättern zu gedenken die Pflicht haben. War er doch auch ein ebenso wackerer Eidgenosse und ist all sein Streben und Wirken als ein durch und durch gemeinnütziges zu bezeichnen. Im speziellen hat er sich den Dank der Schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft erworben durch seine auch in den letzten Lebensjahren in deren Auftrage herausgegebenen Broschüre: „*Tuberkulose und Heilstätten für Brustkranke in der Schweiz. Versuch zur Besprechung einer sozialen Frage.*“ (St. Gallen, Zollikofer'sche Buchdruckerei 1894), durch die er wohl manches Herz für eine zeitgemässe Idee zu erwärmen und zu gewinnen verstanden, welche nun anfängt, ihre Verwirklichung zu finden. (Vide Zeitsch. Jahrgang XXXIV., Heft 1.)

Zur Darstellung des äusseren Lebensganges des Verstorbenen erlauben wir uns, den von Freundeshand gezeichneten trefflichen Nekrolog des St. Galler Tagblattes, sowie die schöne Schilderung zu benutzen, die sein Kollege, Dr. Feurer in St. Gallen, in der September-Nummer des Korrespondenzblattes für Schweizer Aerzte auf Grund der eigenen biographischen Aufzeichnungen Sondereggers entworfen hat.

Jakob Laurenz Sonderegger würde geboren am 22. Oktober 1825 im Verwalterhause des Schlosses Grünenstein im st. gallischen Rheintale. Dasselbst verlebte er auch seine ersten Jugendjahre. Wie alle seine Vorfahren seit 1580 war sein Vater Gutsverwalter auf Grünenstein und nebenbei Ammann des Dorfes *Balgach*, zu dem das »Schloss« gehörte. »Kein Herr und kein Bettler dabei, kein Berühmter, kein Beschimpfter: Volk im gesunden Sinne des Wortes«, so sagt *Sonderegger* selbst von diesen Vorfahren. Die für bäuerliche Verhältnisse sehr gebildete Mutter, eine herzensgute und fromme Frau mit vorzüglichen Eigenschaften des Gemütes und Verstandes, erzog den jungen Laurenz mit grosser Sorgfalt und Liebe und noch in spätern Jahren gedenkt er ihrer mit Verehrung. Der intelligente Knabe war körperlich schwächlich und man konnte nicht daran denken, ihm die Pflugschar in die Hand zu geben, für die seine Kraft nicht ausreichte. Dafür sollte er ein Neues pflügen auf anderem Boden! Frühe schon erwachte in ihm der Genius, der ihm im dunkeln Drange die Wege wies, den Weg zur »gelehrten« Laufbahn. Robinson und Christoph Schmid

Jugendschriften waren seine treuen Begleiter, wenn er auf der Weide das Vieh hütete, und schon in den Knabenjahren regte sich in ihm der Wunsch, ein Helfer der leidenden Menschheit, ein Arzt zu werden.

Nachdem er die Dorfschule zu Balgach durchlaufen, kam er in die Sekundarschule nach *Rheineck*. Dasselbst wirkte damals ein vorzüglicher Lehrer, der Vielen vieles gewesen ist, *J. J. Arbenz*, ein Mann, wie Sonderegger selbst sagt, »von der Gestalt und auch vom Geiste Joh. Peter Hebels«. »Der geneigte Leser merkt etwas« — so möchten wir da mit Hebel selber sagen; denn von diesem Geiste ist nicht wenig auch auf den Schüler übergegangen. Das Stehpult, an dem dieser fast bis zu seinem Lebensende alle Abende bis Mitternacht beim Lampenscheine arbeitete, war — Sonderegger vergass das nie zu bemerken — das Geschenk seines väterlichen Freundes und Lehrers Arbenz gewesen. Die geistige Arbeit, die daran vollbracht wurde, hat Beiden Ehre gemacht und ist so vielen ein Segen geworden.

Die Gymnasialstudien absolvierte Sonderegger in *St. Gallen*, im sogenannten Bubenkloster, neben einer Reihe von tüchtigen Jugendgenossen, von denen mancher mit ihm in inniger Freundschaft verbunden blieb auch im späteren Leben. Neben tüchtigen philologischen Studien wurden auch die naturwissenschaftlichen gepflegt und wirkte hier vor allem durch den Zauber und die Macht seiner Lehrerpersönlichkeit Professor *Peter Scheitlin*, ein Weiser nicht nur, sondern ein »Vater« auch der Armen und Hilflosen, der als Grabschrift das Wort sich wünschte: *Incitavit*, er hat »gestupft«. Sein Schüler Sonderegger ist nicht umsonst zu seinen Füßen gesessen. Dagegen meint dieser letztere, in den Geist des klassischen Altertums sei er dennoch nicht eigentlich eingedrungen. Es habe ihm damals mehr nur Spass gemacht, mit Horazischen Sentenzen und Homerischen Versen um sich zu werfen. Aber darum hat er doch sein Latein und Griechisch wohl besser und vollkommener erfaßt, als der Durchschnittsstudent von heute. Sonderegger schrieb nicht nur, er sprach auch ein gutes Latein und setzte später manchmal andere, die auch studiert, in Verlegenheit durch gelegentliche lateinische Ansprachen. Man hatte ihm nämlich, als er 1848 nach Wien ging, gesagt, dass dort noch lateinisch doziert werde. Daraufhin machte er sich besonders sattelfest in dieser Sprache. In Wien wurde nun freilich deutsch gesprochen; aber sein Latein hat er behalten und das kleine Bändchen horazischer Oden, sein Handexemplar, das er besass, ist ein so stra-

paziertes Stück, mit so viel Strichen, Zeichen und Anmerkungen von seiner Hand versehen, dass es wohl auch im späteren Leben nicht als Paradestück im Bücherschafte stand, sondern sein Freund-Begleiter geblieben ist. Seine spärliche Mussezeit widmete er überhaupt gerne der Lektüre und im Laufe der Jahre sammelte er sich eine recht schöne Bibliothek, »die von vorne anwuchs und von hinten abstarb«, wie er bemerkt. Dass ihm auch neben der fachwissenschaftlichen und schöngeistigen Litteratur das »Buch der Bücher« nicht fremd, sondern allezeit eine Schatz- und Rüst-kammer gewesen ist, aus der er »altes und neues« hervorzuholen wusste und für sich selber Gewinn gezogen hat, das weiss jeder, der seine Schriften kennt und den Geist, der aus ihnen spricht, den Geist eines lebendigen Christentums.

1845 bezog Sonderegger wohl ausgerüstet die Universität *Zürich*, ein fleissiger Student, der »in Wonne schwelgte über den vorzüglichen Unterricht berühmter Lehrer«, wie Oken, Oswald Heer, Nägeli, Kölliker, Hasse u. s. w. »Ich genoss das Glück«, schreibt er später, »einen schlechten Magen zu haben; viele brave, junge Leute sah ich an ihrem guten Magen zu Grunde gehen; mir war die Tugend leicht gemacht«. Er war dennoch fröhlich und genoss das Studentenleben mit vollem Herzen. 1847 war er unmittelbarer Zeuge der folgenschweren Ereignisse im Vaterlande. Er folgte nämlich als ärztlicher Begleiter einem Transport Verwundeter im Sonderbundskriege von Gislikon nach Muri, später einem solchen von Aarau nach Zürich. Dann aber, 1848, gings nach Deutschland und zwar zuerst nach Würzburg. Auf der Durchreise *Frankfurt* berührend, versäumte er nicht, in der Paulskirche »die grossen, weisen Redner anzustaunen, die in den Wolken stritten und sich gar nicht darum kümmerten, dass sie keinen Boden unter den Füssen hatten«. Im Herbst 1848 treffen wir ihn in *Wien*, wo er sich für die grossen Lehrer begeisterte, die damals dort wirkten: Hebra, Skoda, Rokitansky, vor allem für Semmelweiss, den Geburtshelfer. Dieser machte ihm einen unauslöschlichen Eindruck durch seine erfolgreiche Bekämpfung des Puerperalfiebers, das damals noch eine erschreckende Zahl von Opfern forderte, und das dieser Vorgänger der aseptischen Methode mit so grossem Erfolge durch seine Desinfektionsmassregeln zu bekämpfen wusste. Das Bild des verehrten Lehrers schmückte später seine Studierstube und seine Hochachtung vor ihm war um so grösser, je mehr er zu sehen musste, wie dessen Ideen nur verspottet wurden und keinen Eingang fanden.

Bald nach seiner Ankunft in Wien brach die Revolution aus. Sonderegger blieb ruhig in der belagerten Stadt, u. a. mit seinem Kommilitonen *Carl Zehnder* von Zürich, dem späteren Med. Dr. und Sanitätsrat, mit dem er in seinem Streben und nachherigen Wirken so viel Verwandtes gehabt hat. Ihm, dem im April d. J. Verstorbenen, hat er in der Neuen Zürcher Zeitung noch ein so schönes biographisches Denkmal gesetzt und damit, selber dem Tode schon nahe, vielfach sein eigenes Bild gezeichnet.

Im Mai 1849 gings nach *Prag*, wo ihm die wissenschaftliche Thätigkeit der dortigen Hochschule imponierte. »Vor allem«, schreibt er, »glänzte *Arlt*, ein Arzt, Okulist, und Lehrer von Gottes Gnaden, der seine vielen Schüler und Praktikanten so begeisterte, dass fast ausnahmslos ein Jeder sich vornahm, alles andere im Stiche zu lassen und Augenarzt zu werden.« Im Sommer sodann hatte er Gelegenheit, eine kleinere Choleraepidemie zu beobachten. »Mir graute vor dem Würgengel, bis ich die ersten Kranken sah und den ersten Leichenöffnungen beiwohnte. Nachher wurde die Sache mit aller Seelenruhe behandelt. Die Cholera galt damals als durchaus nicht ansteckend; die Kontagiosität wurde nur von einem Professor behauptet«, bis ein bestimmter Fall sie erwies. »Die Behandlung der Cholera war auf jeder Spitalabteilung anders; überall fleissig und gewissenhaft, aber überall nutzlos. Es starben gut die Hälfte.«

In *Leipzig* endlich, wohin er sich zuletzt begeben, hörte Sonderegger bei *Oppolzer* und *Günther* nur kurze Zeit, dann kehrte er 1849 nach Hause zurück, um noch im nämlichen Jahre das kantonale Staatsexamen zu machen, nicht ohne Angst, den Pass in der Tasche, um im Notfalle sogleich durchbrennen zu können, natürlich aber mit der ersten Note. Ebenfalls noch 1849 machte er »*Summa cum laude*« das Doktor-Examen in *Bern*. Seine Dissertation handelte bezeichnenderweise über die *Cholera*.

Und nun, am 1. Januar 1850, begann er, mit bescheidenen Erwartungen, fast zaghaft, in seinem Heimatdorfe *Balgach* die ebenso verdienst- als dornenvolle Laufbahn des praktischen Arztes aufzunehmen, welche er durch die Gedicgenheit und den Reichtum seines Wissens, die Weite seines Blickes, die Wärme seines Herzens und den Adel seiner Gesinnung auf höhere Stufen zu heben erkoren war. Er lehrte seine Standesgenossen, die Aerzte, nicht nur das kranke Glied, sondern den ganzen Menschen, den Leib und die Seele, alle seine Verhältnisse und Umgebungen ins Auge zu fassen und zu behandeln und nach Möglichkeit zu heben.

»Wissenschaftlich ist alles, wenn man es sorgfältig betreibt und menschlich bedeutungsvoll alles, wenn man nicht Maschinen-Reparateur, sondern Arzt sein will«, hat er sich später geäußert.

Die Zahl seiner Patienten war rasch eine grosse. Man hatte bald herausgefunden, dass der junge Doktor in Balgach einer sei, der etwas verstehe und Einen verstehe, der für den leidenden Mitmenschen auch ein Herz habe. »Es ist der beste Leutedoktor weit und breit«, so hiess es von Sonderegger bald im Rheintale, im appenzellischen Vorder- und Mittelland, und drüben überm Rhein, im Vorarlberg und Lichtenstein. Auch aus der Hauptstadt war es eine wachsende Anzahl von Kranken, die seinen Rat und seine Hülfe nachsuchten, so dass er sich später veranlasst sah, jede Woche ein bis zweimal als konsultierender Arzt dorthin zu gehen.

Ueber die ihn bei der Praxis leitenden Grundsätze äussert er sich selber folgendermassen: »Ohne persönliche Untersuchung habe ich nie jemanden behandelt und mich immer angestrengt, meinen Klienten das Widersinnige des Dispensierens auf blossen Bericht hin klar zu machen. Es half aber nicht viel. Der Mensch hat Bedürfnisse für Unklares wie für Unverdauliches und ich galt einfach für sonderbar, wo ich ehrlich gewesen. Ich musste in meiner Medizinstube immer an den Medizinmann der Indianer denken. Er macht einen Heidenlärm, die Sonnenfinsternis zu vertreiben, und sie vergeht auch richtig! Einen solchen Medizinmann will das Publikum haben und ein solcher darf der Arzt nicht sein: da steckt der Hacken! Ich gab Gebildeten sehr oft gar nichts, Ungebildeten etwas Milchzucker, damit sie stille halten und mir nicht mit Aderlassen und Pillen den ruhigen Ablauf des Prozesses stören. Wo eine runde klare Aufgabe vorlag, da verordnete ich, was zur Zeit gebräuchlich war. In Erfahrungssachen und auf anderer Kosten originell zu sein, ist eine Schlechtigkeit. Gott bewahre mich vor einem originellen Arzte! »Ich bin ein Narr auf eigne Hand« — dieses Wort Göthes ist noch viel zu gelinde für den eiteln Tropf, der seinen Patienten zu seinem Versuchstiere macht.«

Im Jahre 1851 gründete Sonderegger durch glücklichen Ehebund seinen eigenen Hausstand, indem er sich mit Sophie Bärlocher, der Pfarrerstochter von Rheineck, verehelichte, die ihm sein Haus »zur Burg machte, in der er sicher wohnen und aus der er mutig ausbrechen konnte in die Welt voll Arbeit und Sorge und oft voll Kampf.« Nach 13 Jahren seiner gesegneten Wirk-

samkeit in Balgach aber siedelte der Vielbeschäftigte nach dem grössern *Altstätten* über, in der Hoffnung, dort etwas mehr Ruhe zu finden. Diese ward ihm aber auch hier nicht zuteil. Immerhin hatte er es in vieler Beziehung besser und bequemer als bisher. »Mein Haus«, sagte er, »stand so schön im Garten, der Blumen und Früchte, Trauben und Feigen reichlich gewährte; unter mächtigen Bäumen plätscherte ein Brunnen. Von allen Seiten strömte Luft und Licht herbei und der Ausblick war grossartig schön. Das war eine fröhliche Heimat für mich und die Meinigen.«

Doch auch da sollte seines Bleibens nicht allzulange sein. Ein Mann, wie Sonderegger, bedurfte eines noch grösseren und festeren Bodens, um die sich mehr und mehr dehnenden Kreise der grossen Ideen, die ihn bewegten, und der menschenfreundlichen Zwecke, die ihm vor den Augen schwebten, sicher ziehen, um mit einem Worte noch tiefgründiger und allgemeiner wirken zu können. Er bedurfte wohl auch der fortwährenden Anregung, der unmittelbaren Berührung mit den führenden Geistern und leitenden Persönlichkeiten. Darum verlegte er im März 1873 seinen Wohnsitz noch der Stadt St. Gallen, die nun für die Folgezeit bis zu seinem Tode die Stätte seines herrlichen und gesegneten Wirkens war und blieb, und deren Ruhm und Zierde er geworden ist. Was hat er hier alles gethan, geleistet, erstrebt und erzielt in den nun folgenden 23 Jahren bis zu der Stunde, da seiner müde gewordenen Hand »die Kelle und das Schwert«, die er beide unverdrossen geführt, entsank! Hier erreichte er den Zenith seiner immer vielseitiger und ausgebreiteter sich gestaltenden Wirksamkeit. Eine ganz wunderbare Fülle beruflicher, schriftstellerischer und philanthropischer Arbeit drängt sich in diese Jahrzehnte — eine Fülle, wie sie eben nur eine so reich organisierte Natur, ein so vielseitiger Geist und ein so tiefgehendes Streben, der rastlose Drang zu helfen und zu retten, ein seltener Reichtum der Menschenliebe, die ihm angeboren war, zu bewältigen vermochte.

Den Doktor »Sondergleichen« hat ihn einer seiner Verehrer genannt und ihn mit diesem launigen Wortspiel auf das trefflichste charakterisiert. Ein Doktor sondergleichen ist er in der That gewesen, der mit demselben Idealismus, der ihn in seinen Lehr- und Wanderjahren so glücklich gemacht, auch im späteren Leben alles erfasst und gethan hat und in seinem Berufe, den er mit gründlichem Wissen und reicher Erfahrung vollständig beherrschte, lebte und webte, aber nie darin auf- und

untergegangen ist. »Es gibt auf Erden nichts Grösseres und Schöneres«, sagt er in den »Vorposten« (pag. 536 f.), »als der Mensch, er ist die schwerste und erhabenste Aufgabe des Denkens und Handelns, sein Werden und Sterben, sein Leben und Leiden, Alles ist im höchsten Grade merkwürdig und rührend. Helle Augen und feine Ohren musst du mitbringen, ein grosses Beobachtungstalent und Geduld zum endlosen Lernen, einen klaren, kritischen Kopf mit eisernem Willen, der in der Not erstarkt, und doch ein warmes, bewegliches Herz, das jedes Weh begreift und mitfühlt; religiösen Halt und sittlichen Ernst, der die Sinnlichkeiten, das Geld und die Ehre beherrscht; nebenbei auch ein anständiges Aeusseres, Schliff im Umgang und Geschick in den Fingern, Gesundheit des Leibes und der Seele: das Alles musst du haben, wenn du nicht ein unglücklicher oder ein schlechter Arzt sein willst; du musst die Kameellast des Vielwissers schleppen und die Frische des Poeten bewahren, du musst alle Künste der Charlatanerie aufwiegen und dabei ein ehrlicher Mann bleiben; die Medizin muss, darauf läuft alles hinaus, deine Religion und Politik, dein Glück und Unglück sein!«

Und wahrlich! dieses Ideal hat Sonderegger nicht bloss erstrebt, sondern hat es auch erreicht. Das bezeugen die vielen Tausende, denen er freundlich und verständnisvoll als ein rechter Nothelfer nahe trat, nicht nur mit seiner Kunst, sondern auch mit weisem Rat, mit einem guten, freundlich-theilnehmenden Wort. Er selbst meint zwar bescheiden am Schlusse der von ihm selbst geschriebenen Lebensskizze, die leider nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist: »Wenn ich in den Himmel komme, werde ich mich für die ersten fünftausend Jahre als Student der Medizin einschreiben lassen. Mit *himmlischen* Einsichten und Hilfsmitteln die alten Rätsel zu lösen — das müsste eine Seligkeit sein!« Gewiss hat er Recht. Aber wir meinen, er habe auch schon hier auf dieser Erde etwas von himmlischer Seligkeit empfunden, wenn er, der so ganz die Bestätigung war zum Worte Billroths: »Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein«, dem Drange seines liebenden Herzens genügen und seinen Mitmenschen menschlich nahe treten konnte. Hinter dem klaren Verstande, der mit ungewöhnlichem Scharfblicke die geheimnisvollen Vorgänge einer Krankheit zu erraten und die ersehnten Mittel zur Heilung — oft die einfachsten und ungesuchteten — ausfindig zu machen wusste, ruhte ein warmschlagendes mitfühlendes Herz, stand eben zugleich der Mensch, der von sich sagen konnte: *Humani nihil*

a me alienum puto, nichts menschliches ist mir fremd, und aus diesem von Liebe erfüllten Herzen drang mit Macht die zum Erlösen bereite *That*.

Wie gross und anstrengend, ja geradezu aufreibend seine Praxis war — sie wurde für ihn nur der Antrieb und Ausgangspunkt zu einer noch umfassenderen Thätigkeit. »Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.« Das gilt auch für Sonderegger. »Die Hindernisse und Schwierigkeiten, mit denen der ernst angelegte Arzt zu kämpfen hat und an welchen schon so mancher gute, edle Geist vergeblich sich abmühte, bis er schliesslich voller Bitterkeit mit Unverstand, Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit paktierte, der Dummheit ihre weite Domäne lassend, für sich den materiellen Lohn behaltend — das alles«, sagt der erwähnte Nekrolog, »förderte in ihm nur immer mächtiger den unerschütterlichen Willen, die *Reform des ärztlichen Berufes*, wie sie seinem innern Auge vorschwebte, auf das allein richtige Fundament zu gründen, nämlich auf eine *verständige hygienische Bildung und Erziehung des Volkes in allen seinen Schichten*. Darum griff der Mann, der den ganzen Tag von einem Kranken zum andern wanderte, von allen Seiten in Anspruch genommen, überall gerufen, überall gefordert, in später Stunde, wie todmüde manchmal zur Feder; darum sprach er als Lehrer mit weithin über die Lande vernommener Stimme zu einer nach Millionen sich zählenden Gemeinde, sie unterrichtend und belehrend über die Elemente und »Vorposten« einer vernünftigen, auf die Kenntnis und Beobachtung der ewigen Naturgesetze gegründeten Gesundheits- und Krankenpflege.« Er selber äussert sich im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches, das erstmalig 1873 erschien, folgendermassen: „*Vorposten*“ möchten diese Blätter sein, abgelöst zwar von der Armee der strengen Wissenschaft, aber nicht ohne Fühlung mit derselben; Vorposten, welche, auf die Gefahr hin, zusammengehauen oder vergessen zu werden, vom Generalstabe selbständiger Forscher vorgeschoben sind in Gebiete, die bisher der Gewohnheit und dem Unglücke Tribut zahlten. — Die Waffe solcher Vorposten soll das Schwert der Selbsterkenntnis sein, und ihre Parole: Humanität. Wenn ihnen auch bei dieser Expedition an Ausrüstung und Führung noch vieles fehlt, so sind sie doch erfüllt vom Bewusstsein ihrer Sendung und entschlossen, sich anständig und mit Ausdauer zu schlagen. Mögen sie manche Herzen und Häuser besetzen, wo gemüthliche und gebildete Menschen wohnen und der naturwissen-

schaftlichen Auffassung des Lebens nicht bloss Achtung, sondern auch Liebe erobern helfen.«

Das haben sie denn auch gethan, in reichstem Masse gethan. Das herrliche Buch war eine grosse That. Es vereinigt in sich alle Vorzüge, die dem Arzte und Menschenfreunde Sonderegger in so hervorragender Weise zu Gebote standen. Sorgfältige wissenschaftliche Grundlage, scharf abgegrenzte Begriffe, klare Definitionen und eine unendlich reiche Fülle von tiefster Lebensweisheit, eine prägnante, bilderreiche, durch und durch originelle Sprache, wie sie nur einem so reich angelegten, vielseitigen, stets beobachtenden und feingebildeten Geiste, wie der Sonderegger's, eigen war und den Vorzug aller seiner Schriften, ihr eigentliches charakteristisches Merkmal, bildet. Das »le stile c'est l'homme« trifft bei ihm wie bei selten einem zu. »Leuchtende, unvergängliche Zeugnisse einer grossen Seele« hat man mit Recht seine Geistesprodukte genannt. Das sind sie in Wahrheit! »Klassisch geschriebene Abhandlungen«, so urteilt über sie ein hervorragender Fachgenosse. Wie bescheiden dagegen ist Sonderegger selbst, wenn er sich in der Vorrede zur 3., 1890 bei Huber u. Komp. in St. Gallen erschienenen Auflage also vernehmen lässt: »Da dieses Buch, längst vergiffen, immer wieder verlangt wurde, erscheint es hiemit abermals. Seine Vorzüge sind zugleich auch seine Schwächen: Fühlung mit dem alltäglichen Leben zu suchen und nachzuschauen, wie die Hygieine da aussieht, wo sie in den Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft und am Glücke des Einzelnen mitarbeiten soll. — Der Verfasser masst sich gar nicht an, bei der glänzenden Reihe der wissenschaftlichen Bearbeiter seines Faches anzutreten, sondern macht nur Anspruch darauf, ein teilnehmender Mensch zu sein, und möchte versuchen, für das, was ihn bewegt, auch in Andern Interesse zu erwecken, bei welchem sie dann etwas mehr lernen, als auf diesen Blättern steht.«

Also auch hier wieder tritt das Bestreben in den Vordergrund, als Menschenfreund den Mitmenschen brüderlich die helfende Hand zu reichen, um sie auf die Höhe der leiblichen und geistigen Gesundheit zu heben.

Wir müssen es uns versagen, auf den reichen Inhalt des Buches näher einzutreten. Es gilt und gelte hier eben auch das Wort: Tolle, lege, »Nimm und lies!« Aber das wird jeder bestätigen, dem es vertraut geworden ist, dass er daran eine sozusagen unerschöpfliche Fundgrube an Lebensweisheit besitzt, die jedes Kapitel, ja jede Seite, zu einer Quelle der Belehrung

und des Genusses macht. Es ist allerdings keineswegs eine leichte, aber eine ungemein anregende Lektüre, »ein Buch für Leute, die denken«, ein beredtes Zeugnis von der Geistesgrösse Eines, der um eines Hauptes Länge über die andern hinausragt.

Und eine hochragende Gestalt ist er ja auch sonst gewesen, nicht bloss in seinem Heimatkanton, sondern im ganzen Schweizerlande. So recht als ein guter, tapferer Soldat ist er auf seinem Posten gestanden, allezeit zur Abwehr wie zum Angriff unerschrocken bereit. Seit dem Jahre 1863 als Mitglied des Sanitätsrates in die medizinische Verwaltung des Kantons St. Gallen eingetreten, hat er unentwegt seine Ziele verfolgt. Und diese giengen dahin, dem sanitarischen Schlendrian ein und für allemal ein Ende zu machen. Er ruhte und rastete nicht bis es ihm gelungen war, neue gesetzliche Ordnungen für eine bessere Gestaltung des Sanitätswesens zu schaffen. »Liebenswürdig und nachgiebig in Nebensachen, aber zäh, kräftig und rücksichtslos, wenn es galt, einer neuen Idee zum Durchbruche zu verhelfen oder ein öffentliches Werk zu begründen und dessen Feinde zu bekriegen« — ja das ist die Art Sondereggens gewesen. Die Waffen gestreckt hat er, wenigstens in kantonalen Dingen, nie. Er kam immer wieder mit seinen Projekten bis sie durchdrangen. Der treffliche Rufer im Streit verstand es, eine immer grösser werdende Zahl von Bundesgenossen um sich zu sammeln. Wer hätte auch seiner rastlosen Energie, seinem zündenden Worte zu widerstehen vermocht! In allen grossen, bedeutungsvollen und segensreichen Reformen, welche sich in den letzten zwei Dezennien im engern und weitem Vaterlande vollzogen haben auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, war er der Mittelpunkt, das eigentlich treibende Element, der Führer, zu dem seine Getreuen voll Vertrauen und Zuversicht aufblickten, und unter dem sie auch so manchen schönen Sieg erfochten haben gegen Engherzigkeit und Vorurteil. Auch in seinen spätern Lebensjahren noch besass seine originelle Persönlichkeit — denn dass er in seinem ganzen Wesen eine stark ausgesprochene Eigenart hatte, geht aus all' seinen Reden und Schriften deutlich genug hervor — etwas überaus anregendes und trotz der vorgerückten Jahre jugendlich frisches, das unwillkürlich packte und mitriss, aber auch alle, die ihm näher zu treten das Glück hatten, so angenehm und wohlthuend berührte. So erwarb er sich nach und nach eine unbedingte Autorität und schwang er sich zu einem Ansehen empor, das seinem gesprochenen oder geschriebenen Worte von vorne-

herein das grösste Gewicht verlieh. Und wenn ihm auch nicht immer alles gelang, was seine impulsive Natur erzielen und sein weitausschauender Blick erstreben wollte — nie hat er darum verbittert und grollend sich zurückgezogen und seine scharf geschliffenen Geisteswaffen müde bei Seite gelegt. Sein Idealismus, sein Glaube an das Gute im Menschen, sein Drang zu helfen liessen ihn immer wieder vom schlecht unterrichteten an das besser zu unterrichtende Volk appellieren. Darin, in seiner Thatkraft, seiner Menschenliebe, seiner weisen Zurückhaltung, wo solche geboten war, und wiederum in seinem energischen Vorwärtsdringen, wo der Augenblick günstig sich zeigte, lag das Geheimnis der grossen Erfolge, die er davongetragen, das war der Mutterschoss, aus dem all' seine Schöpfungen herausgeboren worden sind.

Und es sind in der That hervorragende Schöpfungen — monumenta aere perennius — die Sonderegger ihr Dasein verdanken und die seinen Namen rühmvoll tragen werden auch noch auf spätere Geschlechter. Wir nennen vorab die Schaffung des *Kantonsspitals*, die ganz wesentlich seiner Initiative zu verdanken ist. 1862 war er einer der Mitbegründer des *ärztlichen Vereins* des Kantons St. Gallen, der so recht eigentlich unter dem Zeichen der Forderung eines Kantonsspitals ins Leben gerufen wurde. Sonderegger war 15 Jahre lang sein geistreicher Präsident. »Die Stellung«, sagte er, »wurde mir sehr lieb, denn ich war ja zum Regimentstrompeter befördert und durfte Sturm blasen im zehnjährigen Kampfe um den Kantonsspital.« Seit der Mitte der 60er Jahre begann er mit Hochdruck die öffentliche Meinung hiefür zu bearbeiten. Je kühler er von den Behörden abgewiesen wurde, desto heftiger schrieb er und sprach er dafür. 1865 erschien seine Flugschrift: »*Die Spitalfrage im Kanton St. Gallen*, ein Wort an alle Gebildeten und Barmherzigen.« »Die Papiermenschen des ganzen Kantons«, sagte er, »haben den Spital als unnötig und als unmöglich bekämpft; der Bureaukratie sind soziale Fragen Torheiten, das wusste ich damals noch nicht; sie liebt weder Gott noch die Menschen, wohl aber fürchtet sie die Drucker-schwärze, das fieng ich an zu verstehen«. Und wirklich gelang es ihm, den schweren Stein ins Rollen zu bringen. Der Grosse Rat fasste den Beschluss, für eine zu errichtende Anstalt eine Dotation von Fr. 300,000 anzusetzen. Aber noch vielfach erhoben sich dagegen kritehende Stimmen und fehlte es an der rechten Entschlossenheit, den schönen Gedanken zu verwirklichen.

Da war es wiederum Sonderegger, der mit scharfer Feder 1867 ein Büchlein schrieb: »*Der arme Lazarus im Culturstaate oder die öffentliche Krankenpflege im Kanton St. Gallen.*« Damit schlug er durch. »Der erste, schwerste Schritt ist gethan«, heisst es in der Vorrede. »Sollen wir jetzt stille stehen und zuwarten? Und wie lange? Entweder ist die Frage der öffentlichen Krankenpflege ein schöner Traum — dann hätten wir sie besser gar nicht angefasst. Oder aber sie ist eine ernste, zeitgemässe Aufgabe, dann dürfen wir sie nicht auf unbestimmte Zeit verschieben. Nichts ist unser als die Gegenwart: wer ein Mann ist, benutzt sie und wer auf Erden seine Schuldigkeit thun will, der muss bei seinem Berufe damit anfangen. Darum erachtet es der ärztliche Verein als seine Pflicht, die Angelegenheit, für welche er zunächst verantwortlich ist, nicht einschlafen zu lassen und beauftragt seinen Berichterstatter ferner Thatsachen zu sammeln und zu veröffentlichen.«

Und siehe da — dieser fröhliche Mut, der ungebeugt, allen Schwierigkeiten zum Trotze seinem Ziele zustrebt, diese Entschlossenheit, welche jede zu lösende Aufgabe unter dem Gesichtspunkte der ernstesten Pflichterfüllung auf- und anfasst — sie trugen den Sieg davon. Das starre Eis schmolz, die Herzen erwärmten sich und wurden weich. Sechs Jahre später, im Jahre 1873, war der Kantonsspital erstellt und dem Betriebe übergeben. Sonderegger aber widmete der neuen Institution, zwar nicht als behandelnder Arzt, wohl aber als unermüdlicher Inspektor und als allezeit treulich bedachter und besorgter medizinischer Leiter und Berater, seitdem ein vollgerütteltes Mass von hingebender, aufopfernder Liebe. Man schlage nur einen der zahlreichen Jahresberichte nach, in denen er Volk und Behörden Rechenschaft gab über die Entwicklung der Anstalt. Sie reden seine Sprache, eine beredte und eindringliche.

»Es giebt ein einfaches Mittel, etwas lieb zu gewinnen: Man braucht bloss dafür zu arbeiten und zu leiden«, so hat sich Sonderegger ebenso schön und wahr ausgesprochen in seinen Vorposten. Bei ihm galt es im vollsten Sinne des Wortes: Res sacra miser. Ihm war es ein heiliges Anliegen, vor allem auch dem armen Kranken zu helfen ohne ihm das drückende Gefühl des Almosenempfangens zu erwecken. So nahm er denn mit Feuereifer die Bildung und Aeufnung eines möglichst starken *Freibettenfondes* seit 1881 an die Hand und verstand es, wie keiner, ihn der öffentlichen Wohlthätigkeit immer und immer

wieder an das Herz zu legen. »Es ist eine Aufgabe unserer Zeit« so hat er in seinen »Vorposten« gesagt, »der Krankenunterstützung auch im Frieden die Makel der Armenunterstützung, welche ihr noch vielfach anklebt, abzunehmen; im Kriege ist die Krankenpflege ein Ehrendienst, sie muss es auch im Frieden werden, die türkische Resignation, welche den Hülflösen in seinem verschuldeten und unverschuldeten Elend umkommen lässt, und ihm höchstens, wie zum Spott, Mixturen und Priester schickt, muss überall der lebendigen Nächstenliebe und regelmässiger Krankenpflege Platz machen. Millionen Menschen wäre geholfen, wenn wir einmal auf unsere Liebe so eitel wären wie auf unsern Glauben, auf unsere Schulen und Krankenasyle so eitel wie auf unsere Kirchen, Glocken und — Kanonen! Wie viel schmucke Dörfer prangen mit stattlichen Rathhäusern und Glockentürmen, haben aber kein Krankenasyl, und in wie vielen stolzen Städten bewundern wir die Theater und Gemädegallerien, und dann die harten Strohsäcke und die Aermlichkeit, oft wo wir es am wenigsten erwarten, auch den Schmutz und die Rohheit der Spitäler! Wo ist da die Macht der Kunst, die das Gemüt veredelt? Der Vandalismus der Massen handelt immer unbewusst und unsinnig, aber nicht immer unberechtigt. Der Kultus des Glaubens hat alle Blätter der Geschichte mit Blut und Tränen befleckt und in Krieg und Frieden die Laster des verkommensten Heidentums nicht verhindert, sondern nur, gegen billige Entschädigung, verziehen; wenden wir uns zum Kultus der Liebe, indem wir die Unwissenden lehren und die Kranken verpflegen und so den Grund legen zu sozialen Verhältnissen, in welchen wir uns gegenseitig weder verfluchen noch erschliessen! Schulen, Waisenhäuser und Krankenasyle müssen unsere Tempel sein«.

»Liebenswürdiger und gebildeter Leser! Könntest Du doch nur ein Jahr lang den Pastor oder den Arzt begleiten und mit offenen Augen sehen, welches Leiden und welche Verwahrlosung selbst inmitten einer wohlhabenden Bevölkerung, geschweige an armen und entlegenen Orten vorkommt. Dich erfasst das Gefühl wieder, mit welchem Du am Kranken- und Sterbebette Deines Kindes gestanden, Du würdest alles liegen lassen und vorab die hülflösen Kranken besorgen; Du sähest auf einmal wieder den lebendigen Gott, der in Krankheit und Armut verhüllt, an den Ehrenbogen und Gabentempeln Deiner Feste, an den Thüren Deiner Ratssäle und Kirchen steht und Dir klagt: Ich bin krank, besuche mich! Gedenke im Glücke des Armen und Kranken, nicht

einmal aus Barmherzigkeit, sondern schon um Deines Glückes bewusst und für dasselbe dankbar zu werden. Bist Du aber selber krank und unglücklich, so hilf Anderen, das ist das einzige Mittel, Dich selber zu trösten; verwandle Deinen Schmerz im Wohlthun, dann wird er milder! Und für den Fall, dass Du stirbst, schicke Allen, welche nicht wie Du so weich gebettet und nicht so liebevoll gepflegt werden, Deinen freundlichen Gruss in den Gotteskasten eines Krankenhauses; solcher milde Nachklang Deines Daseins ist das beste Schlummerlied!«

In solcher Weise ist der herrliche Mann, auf dessen Lippen heiliges Feuer brannte, Jahr um Jahr gekommen, stets derselbe eifrige, freundliche, eindringliche Freund und Schutzherr der armen, mittellosen Kranken. Kein Wunder ist's, wenn sich ihm und seinem kategorischen Imperativ auch stets die Herzen und Hände öffneten. Bis Ende 1895 wurden 231,579 Fr. für Freibetten gesammelt und 1700 Kranke unentgeltlich verpflegt. Die vorhandenen Fonds reichen für 17 Freibetten. Der Freibettenfond bezahlt die allgemein üblichen Spitaltaxen, gehört also nicht zum allgemeinen Spitalfond, ist ein Geschenk an den armen Mann und nicht an den Steuerzahler.

Welche Freude aber war es für den treuen Sachwalter der armen Kranken, dass der Same, den er ausgestreut, im Segen aufging und stets wachsende Erfolge seine Bemühungen krönten. Heute steht nicht nur das Kantonsspital in Achtung gebietender Wirksamkeit da; um die zentrale Anstalt reiht sich ein immer grösser werdender Kranz von Bezirks- und Gemeindekrankenhäusern — alles Kinder des Geistes, den er wachgerufen und wach erhalten. Und er selbst, nicht nur schön redend, sondern auch schön handelnd, hat sein Leben mit jenem freundlichen Grusse, sein gesegnetes Dasein mit jenem milden Nachklange geschlossen, die er das beste Schlummerlied nennt, indem er die für ein Freibett nötige Summe als sein letztes Vermächtnis aus seinem Vermögen gestiftet.

Ein Jahrzehnt später, in die achtziger Jahre, fällt die Arbeit für die Gründung des kantonalen Asyls in Wyl. Sonderegger hatte das Material gesammelt in der vom damaligen Reg. Rat Dr. F. Curti (nunmehr Strafhauptidektor in Zürich) veröffentlichten Broschüre »Der barmherzige Samariter«, der die vorhandenen Uebelstände mit rückhaltsloser Offenheit darlegte. Am 20. November 1884 erfolgte der Beschluss des Gr. Rates, eine Anstalt für Alters-

schwache und Unheilbare zu gründen. Mit aller Energie arbeitete Dr. Sonderegger auf die Verwirklichung des Projektes hin. Als Wortführer des kant. ärztl. Vereines veröffentlichte er ein in diesem gehaltenes Referat: »Das Asyl für Unheilbare, Kranke und Altersschwache in Kt. St. Gallen«, wiederum ausgezeichnet durch das Feuer, mit dem er für die Sache der Aermsten im Volke eintrat, und die Wucht seiner Argumente, mit der er, ein eisengepanzelter, reisiger Mann, mit Schwert und Speer auf die öffentliche Meinung eindrang. »Die Politik«, so schliesst er, »hat in den Gemeinden viel versäumt und mit einer oft gedankenlosen und grausamen Gewerbefreiheit viel versündigt; nun ist die Zeit gekommen einen Teil des aufgelaufenen sozialen Elendes zu heilen. Anstatt der Nebelbilder der Demokratie müssen wir dem Volke demokratische Thaten zeigen!«

Im Sommer 1892 erfolgte die Eröffnung der reich ausgestatteten, grossartigen Schöpfung des st. gallischen Gemeinsinnes, die nach Wil verlegt worden. Sonderegger begrüsst sie freudig, nicht am wenigsten im Hinblick auf die allmählig unheimlich gewordenen Zustände in der chronisch überfüllten Heil- und Pflegeanstalt für Irre in St. Pirminsberg, welcher er ebenfalls als einsichtiger und treu besorgter Inspektor Jahre hindurch nahe gestanden.

Was der unermüdliche Vorkämpfer auch sonst noch für die Interessen der Gesundheits- und Krankenpflege gethan, für die Sache der Lebensmittelpolizei, als Hauptbegründer des kantonalen chemischen Laboratoriums, zur Bildung von obligatorischen Ortskrankenkassen, als unerbittlicher Feind der Kurpfuscherei und des Geheimmittelschwindels, als Herausgeber der Jahresberichte der kantonalen Sanitätsverwaltung, die eine Fülle von Anregungen und geistvollen Bemerkungen enthalten, als Lehrer und Warner in Zeiten von drohenden und herrschenden Epidemien in schlagfertiger Rede und gewandter Feder, das alles zu schildern würde der Raum nicht ausreichen. Wir erhalten den Eindruck: Es ist unglaublich, wie viel sich in den Rahmen eines kurzen Menschenlebens zusammendrängt, wenn einer seine Zeit auszukaufen versteht, und was ein Einzelner zu leisten vermag, wenn er für eine Sache begeistert ist. Und doch, wie bescheiden urteilt er selber über seine Leistungen. »Bei meinem Weggange«, schreibt er, »war das st. gallische Sanitätswesen etwas besser, als es gewesen, da ich kam: Das ist alles. Sehr viel haben die Ortsgesundheitskommissionen geleistet, angefeuert und geleitet durch

die Wandervorträge des Kantonschemikers und durch manche Bezirksärzte. Die Hygiene fing an, in das öffentliche Bewusstsein langsam einzudringen und als etwas Wichtiges betrachtet zu werden, nicht bloss als eine Grille der Aerzte!«

Aber auch auf *eidgenössischem* Boden zu wirken fand der Unermüdliche Zeit und Kraft. In seiner Stellung als Präsident des ärztlichen Centralvereins und der schweizerischen Aerztekommision wurde er der häufige Berater des Bundesrates in sanitären Fragen. Da sind zu nennen: Die gesundheitspolizeilichen Paragraphen des Fabrikgesetzes, die Vorbereitung und Begutachtung des Gesetzes über Geheimmittel, die ihn zu der Broschüre »*Der Geheimmittelmarkt*« veranlasste, vor allem aber die Redaktion und Motivierung des eidg. Epidemiegesetzes von 1881. Die Broschüre: »*Das eidg. Epidemiegesetz, eine Humanitätsfrage, Zürich, 1881*« war sein Beitrag zur Agitation hiefür. 1883 und 1884 war er Mitglied *der eidg. Cholera-Kommission*. Seine populäre Schrift: »*Zum Schutze gegen die Cholera*« wurde wiederholt aufgelegt. Im Auftrage von Bundesrat Schenk, mit dem er allezeit so trefflich zusammenwirkte, schrieb er 1889 das Schriftchen: »*Das Hygiene-Institut, eine schweiz. Hochschule für Gesundheitspflege*«, das ihm die Genugthuung bereitere, dass an mancher schweiz. Universität für Hygiene nunmehr eigentliche Lehrstühle errichtet wurden. Zweimal, 1885 und 1887, war er Delegierter des Bundesrates bei internationalen Konferenzen, so an der grossen *Cholera-Konferenz in Rom* und beim *Hygiene-Kongress in Wien*, und 1893 nahm er mit grossem Interesse Teil an den Sitzungen der *Kommission zur Begutachtung eines eidg. Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes*.

Nicht vergessen sei auch, wie Sonderegger auf allgemein menschlichem Boden eingetreten ist für alles, was die Hebung der Volkswohlfahrt betraf. Wie kräftig hat er den Kämpfern gegen das Verderben des Alkoholgenusses die Arme gestützt! Was für scharfe Hiebe hat er selbst in diesem Kampfe ausgeteilt, so z. B. wenn er gegen den »Frühschoppen« losziehend sagte: »Er macht durstig, fidel, nachlässig und arm; er ist der eleganteste und sicherste Weg zum Verderben«. Oder bei anderer Gelegenheit: »Nehmt dem Volke die Hälfte seiner Wirtschaftshäuser und ihr könnet die Hälfte seiner Zucht- und Irrenhäuser schliessen!« — Und bei dem allem stand er allezeit seinem eigentlichen Berufe, dem des viel beschäftigten Arztes, mit vollster Hingabe vor; allerdings seine Zeit und Kraft nicht im gesell-

schaftlichen Vielerlei zersplitternd und selten des Abends am Wirtstische sich einfindend, sondern meist an seinem Schreibtische arbeitend, stand er auf der Höhe der allgemeinen Bildung wie der modernen Wissenschaft, von der er aber nie hochmütig herabsah, sondern aus deren Ergebnissen er immer wieder die Eine Folgerung zog: »*Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst!*«

So sprach er sich in einem Vortrage über Naturwissenschaft und Volksleben aus: »Die politische Schlussfolgerung des Darwinismus heisst: Erbarmen und Gemeinsinn; oder an Arme und an Reiche, an Regierte und an Regierende: Liebe deinen Nächsten mehr als bisher und dich selber erheblich weniger; denn ihr seid schliesslich für einander haftbar und geht, wenn auch nicht gerade in derselben Generation, doch miteinander zu Grunde, sobald ihr zu viele schlimme Eigenschaften aufkommen lasset. Die Verheissung des Lebens und der Zukunft gehört auch nach Naturgesetzen nur dem Guten. Diese Darwinsche Moral ist unbequem, aber erhaben — und weltgeschichtlich bewährt.«

Und wiederum: »Zum Ewigen gewendet, sagt der Naturforscher: Dein Wille geschehe! und zur Menschheit gewendet, fühlt er Liebe und Erbarmen für den um das Dasein ringenden Mitmenschen. Der Naturforscher ist nicht bloss Sammler oder Anatom, Chemiker oder Physiker, Physiologe oder Heilkünstler. Er ist vor allem Sozialist im reinsten Sinne des Wortes, Revolutionär gegenüber der politischen Phrase, Humanist unter jeder geistlichen oder weltlichen Herrschaft und immerdar ein fleissiger, wohlwollender Bürger. Das ist sein Glaubensbekenntnis und sein Ideal; er hat es so wenig erreicht als alle andern, die auf anderen Gebieten nach der Wahrheit ringen; aber auch er trachtet darnach, dass er es erlangen möchte.«

Er schliesst mit den Worten: »Vater *Scheitlin*, zu dessen Füssen noch manche von uns als ehrfurchtsvolle Schüler gesessen, sagte uns auf dem Heimwege in sternenheller Sommernacht: »»Der Naturforscher steht im Leben wie Moses auf dem Sinai und zu ihm spricht der Ewige: Mein Angesicht kannst Du nicht sehen, wenn ich aber vorübergegangen bin, wirst Du mir nachsehen!«« — Dieses Nachsehen ist ein Glück in der Wissenschaft und eine Tugend im bürgerlichen Leben.«

Das Wort zeigt, wohin des nun Heimgegangenen Angesicht durch alles hindurch gerichtet war und woher sein Leben die tiefsten Impulse empfing. Aus diesen heraus ist auch seine letzte und schönste Liebesthat erwachsen, zu der er allerdings nur noch

den Grund legen, deren Vollendung er aber hienieden nicht mehr schauen durfte, zugleich eine wahre Mannesthat — seine Bestrebungen für *bessere Versorgung und Erziehung armer Waisenkinder*. Die Stadt St. Gallen hatte es sich zur Ehre gerechnet, den bewährten Kämpen für alles, was recht ist, was wahr und gut, in die oberste Landesbehörde, den Gr. Rat, zu entsenden, dem er schon seit 1873, erst als Vertreter seiner Heimatgemeinde Balgach, angehörte. Er ist auch in ihm eine Zierde gewesen und hat in allen das Gemeinwohl betreffenden Fragen eine von allen Parteien gleich geachtete Autorität genossen, was wohl in einem so tief vom Parteiwesen durchfurchten Kanton viel heissen muss. Schon in der »Asylfrage« war sein Urteil von massgebendem und entscheidendem Einflusse, und nun drängte es ihn, auch der armen hilfsbedürftigen Jugend sich anzunehmen, die in den Armenhäusern neben oft sehr fragwürdigen Existenzen und eng mit oft ganz schlimmen Elementen zusammengepfercht, aufwuchs, und sich zu ihrem feurigen und beredten Sachwalter zu machen. An der Hand von langjährigen Erfahrungen, besonders auch auf Grund von Aussagen authentischer Zeugen, Erkundigungen aus allen Gemeinden und Angaben der kantonalen Strafanstalt und der Gerichtsstatistik schildert er in ebenso drastischer, wie herzergreifender Weise das Elend und die Gefahren, in welchen sich die armen Waisenkinder befinden, ihrer Gemeinde weder zum Nutzen noch zur Ehre. Es ist die auch in diesen Blättern s. Z. (23. Jahrg. Heft 4) ausführlich geschilderte Broschüre, die er 1893 unter dem Titel: »*Waisenkinder im Kanton St. Gallen. Eine Bittschrift an die öffentliche Meinung*« als Manuscript gedruckt ausgehen liess. Aus einem Privatbriefe ist zu entnehmen, warum er sie nicht öffentlich aufgelegt hat. Er schreibt diesbezüglich:

»Mein Notschrei folgt hiermit. Es ist ein »Schreien der Steine«, weil die, die hätten rufen sollen: Beamte und Geistliche, beharrlich schwiegen. Also: Alter Mann vor, an welchem nichts mehr zu verderben ist! Ich liess es als Manuscript drucken und nicht in den Buchhandel geben, denn ich beschimpfe meinen Kanton, wenn ich diese unsaubere Wäsche vor aller Welt aufhänge, und erbittere die, welche helfen sollen es besser machen.«

Möchte hier auch verschiedenes einzuwenden sein — soviel ist sicher, dass dieser flammende Appell an das Volksgewissen, in dem heilige Liebe und heiliger Zorn in gleicher Weise den Griffel führen, nicht wirkungslos verhallen kann und wird, wenn

anders treue Freunde das Ruder, das der Hand des bewährten Steuermanns entsunken ist, in seinem Sinn und Geiste ergreifen und das von den Klippen und Untiefen des Sonderinteressentums und des blasierten Nichtsehenwollens bedrohte Schiffelein glücklich dem Ziele entgegenführen. Es ist ein grosses Vermächtnis, das Sonderegger hier den Seinen hinterlassen hat, eine heilige Pflicht, die sie einlösen müssen. Er selbst noch ist dieses Frühjahr mit schon zum Teil gebrochener physischer Kraft, aber ungebrochen in geistiger Frische und Rüstigkeit im Gr. Rate für den vom Reg.-Rate eingebrachten diesbezüglichen Gesetzesentwurf eingetreten. »Wir wollen unsere Waisenkinder nicht schlechter besorgen, als andere Kantone — wir sind nicht minderwertig!« rief er dem Rate zu. »Der Kanton St. Gallen ist gegen die Forderungen der Ehre und des Gewissens noch niemals taub gewesen — er wird auch bei den Armen und Waisenkindern seine heiligen Pflichten wahrnehmen«. Möge der Geist des grossen Toten in den weiteren Beratungen noch ebenso kräftig nachwirken wie es einst seine machtvolle Persönlichkeit gethan!

Wir schliessen. Am 20. Juni ist der seltene Mann, eine wahrhaft monumentale Persönlichkeit, der durch sein ganzes Leben hindurch das Wort zur Wahrheit gemacht: *aliis inserviando consumor*, der es verstanden, seinen ärztlichen, wie seinen allgemeinen menschlichen Beruf in das Licht einer höheren Auffassung zu rücken, der für seine Ideale allezeit unerschrocken eintrat und kein Opfer zu deren Verwirklichung scheute, der den ewigen Leitsternen in seiner Brust treu blieb bis in den Tod, der Mitwelt entrissen worden.

Wie merkwürdig. Während seiner Rheinthalener Thätigkeit war der nimmerruhende Mann wie ein hagerer Schatten durch das Land gefahren und musste sich oft für seine »Cardialgien« eine Morphiumeinspritzung machen, um nur wieder für den Augenblick leistungsfähig zu sein. Er hustete viel, so erzählt einer seiner Collegen, und man erklärte ihn damals als Phthisiker. Das alles ward überwunden bei unverdrossener reichlicher Arbeit, und wer ihn dann die späteren 20 Jahre in St. Gallen antraf, sah ihn kräftig und gesund; nur selten befiel ihn noch ein heftiger Magenschmerz. Doch allmählig brach auch über seine Löwenatur das Alter mit seinen Gebrechen herein. 1888 bekam er eine Lungenentzündung und blieb nachher kurzatmig. »Ich hatte nun«, sagte er, »den längst erwarteten Wink des Schicksals, nach fast 38 Jahren sehr angestrenzter Thätigkeit einen dicken

Strich unter meine Lebensrechnung zu machen und abzuschliessen.« Wir wissen, wie er es gethan. Immerhin schränkte er seine ärztliche Praxis stark ein und führte ein ruhigeres Leben. Im Mai 1894 erkrankte er mit Bronchitis, Pleuritis, Herzschwäche und hatte das Gefühl des nahenden Todes. Doch noch einmal rang seine zähe Natur sich empor. Aber nun musste er allerdings seine Praxis gänzlich aufgeben. »Schweren Herzens nahm ich Abschied von so manchen lieben Familien, deren Hausarzt ich gewesen.« Am 22. Oktober 1895 erlebte er seinen 70. Geburtstag, allseitig gefeiert und beglückwünscht. »Uebrigens bin ich mir«, meinte er, »an diesem Greisentage vorgekommen, wie ein Nachtwandler, der angerufen und aufgeweckt, seiner gefährlichen Stellung bewusst wird und strauchelt«.

Am 21. Juni aber war in der Zeitung die schwarzumrandete Todesanzeige zu lesen:

»Gestern Abend verschied nach dreiwöchigem schweren
»Leiden, die er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und
»grosser Ergebung getragen, unser lieber, guter Dr. med.
»Jakob Laurenz Sonderegger in seinem 71. Lebensjahre.«

Sein Tod war die Folge eines schweren Magenleidens. Eine vom Patienten selbst verlangte Operation war zwar an sich glücklich verlaufen, aber die sinkenden Kräfte waren ihr nicht mehr gewachsen. Er selbst erkannte in voller Frische des Geistes das nahende Ende und fügte sich in sein Schicksal mit jener Ruhe und Gottergebenheit, die nur dem Guten beschieden sind.

Als die Nachricht von seinem Hinschiede sich verbreitete, da erweckte sie nicht nur in St. Gallen, sondern durchs ganze schweizerische Vaterland die schmerzlichste Teilnahme, das Gefühl: Nun hat es einen seiner besten und treuesten Söhne verloren und stille gestanden ist ein für seine Mitmenschen so warm schlagendes, liebebeerfülltes Herz, das Herz eines, der so wahr gemacht das Wort: »Ein Mensch sein, heisst ein Kämpfer sein!«

»Der Verfasser hat allen Grund, den freundlichen Leser um Nachsicht zu bitten für den schrillen Misston, mit welchem er seine ernst und gut gemeinte Arbeit abschloss« mit diesen Worten beendet Sonderegger seine »Vorposten«, in denen er zuletzt mit beissender Ironie den Kurpfuscher schildert. »So aber«, fährt er fort, »schliesst auch manches Menschenleben ab, welches mühevoll nach hohen Zielen strebte; so ganz besonders bricht auch

mancher brave Bürger zusammen, dem das Elend seiner Mitmenschen zu Herzen ging und der in seinem Wirkungskreise sich abarbeitete ihr Leben besser zu gestalten. Denken wir an Vincent de Paula, Heinrich Pestalozzi, Gabriel Riesser, Amalie v. Lassaulx, Gustav Werner und an so viele kleinere Helden, die wohl umzubringen, aber nicht zu besiegen waren! Es gibt nur Eine Macht, welche den Menschen vor der Verzweiflung und die Völker vor dem Untergange bewahrt: *Das Wohlwollen, das Erbarmen mit der Not, die Freude am Wohlergehen der Mitmenschen, das Glück zu helfen.* Das ist jedem möglich und dazu ist jeder verpflichtet!«

Ihm ist's möglich gewesen, weil er sich in seinem Innersten dazu verpflichtet fühlte. Darum war er auch in seinem Leben und Streben so froh und so glücklich. Dass er's war, das bezeugen die Worte, mit denen er seine Autobiographie beginnt und die es verdienen auch seine Grabschrift zu bilden:

» *Wandrer stehe still, hier liegt ein Glücklicher!*«

Als Sonderegger an seinem Lebensende diese Worte schrieb, meinte er das nicht so, dass er nun froh sei, »ein Leben hinter sich zu haben, in welchem wir den Schmerz viel tiefer empfinden als die Freude«, auch nicht im Sinne »des Unzufriedenen, dem es auf Erden recht wohl ergangen, wenn er von seiner Unverschämtheit ausruhen darf«, oder auch des »Armen, der fast nichts als Elend erlebt und sich dennoch mit Verzweiflung an sein Leben angeklammert hat«. Er fühlte sich wirklich als ein »Glücklicher, der nur mit warmem, herzlichen Danke geschieden ist«, weil er in seinem Leben »eine Unsumme von Liebe und Wohlwollen seiner Mitmenschen genossen und sich den grössten Teil seiner Jahre einer einheitlichen, widerspruchslosen Lebensanschauung erfreut. Diese hat er mit Schmerzen erkämpft. Seelenruhe war ihm nicht beschieden, aber er hat wie eine ordentliche Magnetnadel, wenn auch unter fortwährenden, oft ungebührlich grossen Abirrungen, immer um denselben festen Punkt herumgeschwenkt. Er hat an Leben, Familie, Ehre und Gut viel mehr erreicht, als er je erwartet; denn er erwartete fast nichts. Sein Leben ist köstlich gewesen, denn es war Mühe und Arbeit«.

Ja, Mühe und Arbeit, aber gesegnet und mehr und mehr gewürdigt und anerkannt; denn fürwahr, auch »an Lieb und Ehren reich« ist Sonderegger gewesen und es hat ihm nicht an Bezeugungen hievon gefehlt. Eine der schönsten, die ihm zu

Teil geworden und die er am meisten schätzte, ist die gewesen, dass er durch lange Jahre hindurch an der Spitze des schweizerischen Aerztereins stehen durfte als dessen berufener Führer und Leiter. Wie würdig man ihn dieser Ehre gehalten, bewies das Geschenk der Basler Aerzte, welche ihm am dortigen Aerztertag den sogenannten Vorpostenbecher überreichten, eine grosse Ananas, auf dem Deckel ein Vorposten mit Schild und Lanze, am Schaft die Figur eines Mannes, der das Schlinggewächse weghaut und am Fusse folgende Worte eingegraben:

»Viro egregio ac summe merito, *Jakobo Laurenzo Sonderegger*, Med. Dr. Junctorum Helvetiae medicorum consociationis praesidi honoratissimo, Curandorum non modo sed etiam prohibendorum morborum peritissimo, Salutis salubritatisque publicae pugnatori fortissimo ac tenacissimo. D. D. D. Medicorum Basiliensium coetus a. d. 1880 Mense Majo.«

Das ist wahr und wohlverdient. Aber das allerschönste Ehrenzeichen ist doch die Thräne so manches Dankbaren gewesen, die ihm das Auge gefeuchtet, als er die Nachricht las vom Scheiden des treuen Arztes und edlen Menschenfreundes, den die Liebe so stark und gross gemacht.

So ist Sonderegger gewesen, den Besten sich anreihend, die gelebt und nie sich selbst genug gethan. Er ist gegangen. Wir aber leben noch und wohl uns, wenn sein Bild mit all den herrlichen Zügen seines Wesens uns unvergänglich im Herzen steht und sein Geist unter uns fortwaltet mit seiner Segensspur. Dann heisst es auch:

Was vergangen, kehrt nicht wieder —
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet lange noch zurück.

✓
W. Niedermann Pf.
Obenwil